

Joyce Carol Oates: „Babysitter“

Umzingelt von Gewalt

Von Sonja Hartl

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 04.04.2024

Ein Serienmörder tötet in Detroit 1977 Kinder und stellt ihre nackten, gewaschenen Körper zur Schau. Zur gleichen Zeit beginnt eine brave Hausfrau eine gewaltvolle Affäre mit einem Mann, dessen Namen sie nicht kennt. In Joyce Carol Oates' „Babysitter“ führt das zu einer faszinierenden Studie über die Bedingungen von Gewalt.

Die 1938 in den USA geborene Joyce Carol Oates nimmt häufig wahre Geschichten als Ausgang ihres Schreibens. Auch den Serienmörder in Michigan hat es tatsächlich gegeben. Er wurde nie gefasst. In „Babysitter“ – so viel darf man verraten – liefert Oates eine Möglichkeit, wer es gewesen sein könnte. Dennoch ist dieses Buch kein Serienkillerroman.

„Babysitter“ beginnt 1977 im Aufzug des gerade eröffneten Renaissance Centers in Detroit, das nach den gewalttätigen Unruhen 1967 die letztlich vergebliche Hoffnung symbolisierte, den Niedergang der Stadt aufzuhalten. In diesem Hotel wird die privilegierte Hannah Jarrett einen Mann namens Y.K. treffen, den sie kurz vorher auf einer Wohltätigkeitsgala kennengelernt hat. Sie ist eine Frau, die glaubt, dass sie nur existiert, wenn ein Mann sie begehrt. Doch Y.K. vergewaltigt sie in dem Hotelzimmer.

Klug kontrastierende Erzählung

Hannah Jarrett sieht sich nicht als Frau, der so etwas passieren kann. Deshalb deutet sie das Geschehen um: Sie hat nun einen Geliebten, eine Affäre und wird ihn weiterhin treffen. Wie Marilyn Monroe in Oates' Roman „Blond“ ist Hannah Jarrett eine Frau, die gemocht werden will, letztlich aber von männlicher Gewalt zerstört wird. Oates baut kurze vernebelte Erinnerungsmomente an Hannahs Kindheit in die Erzählung ein, an den Zigarre rauchenden Joker Daddy, der erste Mann, dem sie gefallen wollte. Diese Andeutungen und Assoziationen sind kraftvoll – und werden von den unerbittlichen, schmerzhaften Schilderungen der Vergewaltigungen klug kontrastiert.

Joyce Carol Oates

Babysitter

Aus dem amerikanischen Englisch
von Silvia Morawetz

Ecco Verlag 2024

512 Seiten

24 Euro

Erzählerisch bleibt Oates nah bei Hannahs Gefühlen und Gedanken, unterbrochen von sehr kurzen Kommentaren ihres Verhaltens. Sie steht im Zentrum dieses Romans, ist eine sehr faszinierende, aber keine Identifikationsfigur: Ihre Selbstlügen, ihre selbst erwählte Ignoranz und Passivität sind schwer auszuhalten. Manchmal hat sie für eine weiße Vorstadthausfrau im Mittleren Westen des Jahres 1977 irritierend fortschrittliche Einsichten hinsichtlich rassistischer Diskriminierung – sie sind ebenso unnötig wie die am Ende gelieferte mögliche Erklärung für Y.K.s Verhalten.

Insgesamt aber zeigt „Babysitter“ wieder einmal die große Stärke von Oates‘ Erzählweise. Sie wechselt mühelos Zeiten, Orte und Perspektiven: erzählt aus Sicht der ermordeten Kinder oder eines jungen Mannes, der in einem Waisenhaus aufgewachsen ist und dem Mörder sehr nahekommt. Gewalt – das wird sehr deutlich – ist ansteckend und zerstört Leben. Mit der lebendigen, dann wieder sezierend kalten Prosa erzeugt sie eine sehr dichte, beunruhigende Atmosphäre aus Angst, Unsicherheit und konstanter Bedrohung: Hannah verliert zunehmend die Kontrolle über sich, der Serienmörder rückt näher – und Hannahs Ehemann steigert sich in die Fantasie hinein, die Schwarzen Detroits würden dieses Mal die weißen Vorstädte angreifen.

„Babysitter“ ist das faszinierende Psychogramm einer Frau und eine packende Studie zu Angst und Gewalt.